

Marcel Reich-Ranicki
Heine und die Liebe

Walter Jens
Streit und Humanität –
Nachdenken über Lessing

Vorträge und Ansprachen anlässlich der Verleihung
der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische
Fakultät II der Universität Augsburg

Herausgegeben von
Helmut Koopmann und Henning Krauß



VERLAG ERNST VÖGEL · 8000 MÜNCHEN 82

1992

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Ehrenpromotion Marcel Reich-Ranicki	9
Ansprache des Dekans der Philosophischen Fakultät II	11
<i>Helmut Koopmann</i>	
Laudatio: Die Wissenschaft der Literatur ist ihre Kritik	13
<i>Marcel Reich-Ranicki</i>	
Heine und die Liebe	23
Ehrenpromotion Walter Jens	41
Ansprache des Dekans der Philosophischen Fakultät II	42
<i>Henning Krauß</i>	
Laudatio	43
<i>Walter Jens</i>	
Streit und Humanität – Nachdenken über Lessing	47

Vorwort

Ehrenpromotionen sind bekanntlich Angelegenheiten einzelner Fakultäten. Die Universität als Ganze hat mit einer Ehrenpromotion im Grunde nichts zu tun. Sie kann sich mit der Freude begnügen, vom Glanz, der vom Geehrten zurückstrahlt, illuminiert zu werden. Denn dieser Glanz trifft eben nicht nur die Fakultät, die die Ehrendoktorwürde verleiht. Wenn deshalb in den aktuellen Fassungen der Viten von Marcel Reich-Ranicki und Walter Jens nunmehr nachzulesen ist, daß sie seit Februar bzw. Mai 1992 Ehrendoktoren „der Universität Augsburg“ sind, so mag dies zwar nicht ganz korrekt sein; aber daß sich der Rektor über diese Ungenauigkeit freut, will ich nicht verhehlen. Und die Philosophische Fakultät II, der die Ehre dieser beiden Ehrendoktoren eigentlich allein gebührt, wird mir das sicherlich nicht übelnehmen.

Das wahrhaft stürmische Interesse, das die ganze Universität sowie die Bürgerschaft der Stadt an diesen beiden Ehrenpromotionen gezeigt hat – nur selten zuvor waren bei vergleichbaren Veranstaltungen unsere Raumkapazitäten derart beansprucht worden –, ist zweifellos der Prominenz von Marcel Reich-Ranicki und Walter Jens zu verdanken. Aber Prominenz ist kein Wert, kein Verdienst an sich. Die Frage, die sich stets stellt, aber viel zu selten gestellt wird, ist, woher die Prominenz einer Persönlichkeit rührt, weshalb sie „herausragt“. Prominente ragen heute üblicherweise heraus durch ihre Fähigkeit, im Rahmen zu bleiben, um dort allen mit gefälligem Mangel an Ecken und Kanten, an Prägnanz und Standpunkt zu gefallen. Zu diesem runden Typus des Prominenten zählen Reich-Ranicki und Jens nicht. Sie repräsentieren eher den Gegentypus mit prägnanten Standpunkten, die nicht in Gefahr sind, der besseren Marktchancen wegen von ihrem Verfechter auf halbseidene Konsensfähigkeit und allgemeine Verdaulichkeit hin zugeschliffen zu werden.

Beide, Marcel Reich-Ranicki und Walter Jens, fallen aus dem Rahmen, durchbrechen ihn nicht nur an einer, sondern an vielen verschiedenen Stellen. Über diese Stellen, durch die jeder von beiden auf seine Weise herausragt, ist in diesem Band vieles zu erfahren, nicht nur in den Laudationes, die die Verdienste der Geehrten nennen, sondern auch in deren eigenen Vorträgen. Hier sei deshalb nur auf ein Faktum verwiesen – Reich-Ranicki nannte es „aufschlußreich“ –, das dokumentiert, daß beide nicht so recht in den üblichen Rahmen passen wollen: Beide sind seit vielen Jahren bereits Ehrendoktoren, aber bis zum Frühjahr 1992 war unter diesen Ehrendokortiteln kein einziger von einer Universität der alten Bundesrepublik. Über die Gründe mag man spekulieren; oder man mag Rückschlüsse auf die Enge des Rahmens ziehen, in dem bundesdeutsche Universitäten bei akademischen Auszeichnungen sich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten zu bewegen wagten.

Vielleicht waren es aber gar nicht nur ihre Ecken und Kanten und Standpunkte, mit denen Reich-Ranicki und Jens sich nicht in diesen engen Rahmen fügen wollten; vielleicht spielte auch der Umstand eine Rolle, daß beide sich – sei es vom Werdegang, sei es vom Selbstverständnis her – einer widerspruchsfreien Einordnung in die traditionellen Wertehierarchien, Karriere-muster und Fächerstrukturen des bundesdeutschen Universitäts- und Wissenschaftsbetriebs verweigern: der eine als Maßstäbe setzender Literaturkritiker und Literaturhistoriker, der die Universität erstmals als Lehrender betrat, ohne sie je zuvor als Studierender genossen zu haben; und der andere, der als „poeta doctus“, Rhetorik-Ordinarius und politisch engagierter Intellektueller auch nicht unbedingt das gängige Bild des deutschen Professors spiegelt.

Über „Heine und die Liebe“ hat Marcel Reich-Ranicki in seinem Festvortrag bei uns in Augsburg gesprochen; Walter Jens stellte seine Reflexionen unter die Überschrift „Streit und Humanität – Nachdenken über Lessing“. Themen, die nicht unbedingt „examensrelevant“ scheinen; sie lassen demonstrativ jenen „Praxisbezug“ vermissen, der den Universitäten mehr und mehr abverlangt wird; und mit der unmittelbaren „Verwertbarkeit“ dieser Themen im Brotberuf, auf den die Universitäten mehr und mehr möglichst rasch, möglichst zielstrebig und möglichst massenhaft vorbereiten sollen, ist es wohl auch nicht allzu weit her. Und trotzdem: Nicht nur die Bürgerinnen und Bürger aus Augsburg, sondern gerade die Studierenden kamen gemeinsam mit den Lehrenden zuhauf – aus allen Fakultäten; sie alle waren nicht nur einverstanden damit, sondern sie waren spürbar begeistert darüber und stolz darauf, daß Marcel Reich-Ranicki und Walter Jens als Ehrendoktoren zu „Kommilitonen“ in dieser Universität wurden.

Der „Kommilitone“ ist bekanntlich die alte Anrede für Lehrende und Lernende an der Universität; er ist der „Mitstreiter“, der gemeinsam mit den anderen um die Wahrheit streitet. Das Bewußtsein, daß dieses gemeinsame Streiten um die Wahrheit im eigentlichen Mittelpunkt des Auftrags der Universität steht, droht unterzugehen, werden die Universitäten doch zunehmend in die Funktion von Ausbildungsstätten gedrängt, in denen für Bildung und für die Suche nach Wahrheit in der Diskussion kaum mehr Raum bleibt.

Vor diesem Hintergrund deute ich die Entscheidung der Philosophischen Fakultät II der Universität Augsburg, Marcel Reich-Ranicki und Walter Jens mit Ehrendoktorwürden auszuzeichnen, nicht zuletzt auch als ein Plädoyer für den Bildungsauftrag der Universität. Den Geehrten gratuliere ich zu ihrer Auszeichnung. Gleichmaßen aber gratuliere ich der Fakultät zu ihren Ehrendoktoren.

Reinhard Blum
Rektor der Universität Augsburg

Heine und die Liebe

In unserem Lesebuch für die Quarta konnte man Gedichte auch von Heine finden. Und noch wurden sie – man schrieb das Jahr 1932 – im Unterricht durchgenommen. Zwei waren mit Sicherheit dabei: „Belsazar“ und „Die Grenadiere“. Aber beide mißfielen mir.

Daß der König von Babylon rief: „Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn“ – das schien mir nicht übel. Mit der Schrift auf weißer Wand hingegen, mit diesen Buchstaben von Feuer, wußte ich nicht viel anzufangen, und daß Belsazar in selbiger Nacht von seinen Knechten ward umgebracht, fand meine Billigung schon gar nicht. Von den beiden Grenadieren, die in Rußland gefangen waren und nun nach Frankreich zogen, sagte mir nur einer zu, jener, der nach Hause zu Weib und Kind wollte; dem anderen, dem so daran gelegen war, in Frankreichs Erde begraben zu sein und auch noch mit Degen, Flinte und Ehrenkreuz, und der sich vorstellte, der Kaiser werde über sein Grab reiten – dem traute ich nicht über den Weg, den hielt ich für einen dümmlichen Fanatiker.

Unter uns: diese Gedichte, „Belsazar“ und „Die Grenadiere“, kann ich auch heute nicht ganz ernst nehmen, geschweige denn lieben. So war ich an Heine nicht sonderlich interessiert, ein anderer Balladendichter hatte es mir damals angetan: Schiller. Und immer noch halte ich für die schönste deutsche Ballade jene, die vom Ibykus, dem Götterfreund, erzählt. Auch in den Lesebüchern für die nächsten Schulklassen mangelte es an Gedichten von Heine nicht. Man benutzte nach wie vor, jedenfalls in Preußen, die alten Lesebücher aus der „Systemzeit“, also aus der Weimarer Republik, denn neue waren noch nicht da. Nur wurden Heines Gedichte jetzt einfach übergangen: Sie waren verboten. Wenn ein vorlauter Schüler unseren Deutschlehrer fragte, warum das so sei, verwies er knapp auf eine Anordnung des Ministeriums. Die Sache schien ihm peinlich.

Gleichwohl verdanke ich den Zugang zu Heine, so merkwürdig dies auch klingen mag, der nationalsozialistischen Kulturpolitik. Man sollte nicht meinen, es sei damals in Deutschland über ihn und sein Werk nichts publiziert worden. So erinnere ich mich an eine Arbeit, deren Autor seinen Lesern erklärte, daß die Sprache der „Loreley“ gar nicht deutsch sei, sondern jiddisch. Davon zeuge schon der erste Vers: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“ Ein deutscher Mann hätte geschrieben: „Ich weiß nicht, was es bedeuten soll.“ Was aber geschehe mit jenen, die diesen ersten Vers in Heines jiddischer Fassung lesen? „Sofort fahren

uns die Worte in die Arme und zwingen uns zu einem Zucken der Achseln, während die Handflächen auseinandergehen: eine typisch jüdische Geste.“¹

Ein anderer Interpret, dessen Abhandlung 1936 in den „Nationalsozialistischen Monatsheften“ gedruckt wurde, nennt die „Loreley“ „ein banales, weinerliches Gedicht“, für das „fremde, störende Hast“ und „Sprunghaftigkeit“ charakteristisch seien. Heine habe „nur eine seichte Kenntnis unserer Sprache und ihrer Beherrschung“ – ja, dieser Interpret, ein Philologe übrigens, schreibt tatsächlich von der Kenntnis „ihrer Beherrschung“ –, sein „noch nicht abgestreiftes Jiddisch“ werde in den „Grenadieren“ von der Zeile „Was schert mich Weib, was schert mich Kind“ bewiesen, zu der auch ihm einfällt: „dazu noch die typische Geste, beide Hände mit den Daumen in den Achselhöhlen verklemmt“.² Wie man sieht, haben damals die Heine-Kenner Blödsinn nicht nur verfertigt, sondern diesen auch noch voneinander abgeschrieben. Doch wie dumm die Nazi-Artikel auch waren –, sie haben aus mir einen passionierten Heine-Leser gemacht.

Aber galt er als ein dubioser und überschätzter Autor bloß im „Dritten Reich“? Natürlich waren die längst traditionellen Vorurteile gegen Heine immer im Schwange – und sie sind es gewiß noch heute, auch wenn sie inzwischen wohl etwas nachgelassen haben und jetzt ganz anders begründet werden. Friedrich Sieburg, ohne Zweifel eine repräsentative Figur der deutschen Literaturkritik nach 1945, meinte 1956, man müsse prüfen, wieso sich ein dichterisches Phänomen wie Heinrich Heine „bis zur halben Vergessenheit verflüchtigen konnte“.³ 1962 ging er noch weiter: Er konstatierte knapp und klar, Heine sei für die Gegenwart „nicht mehr existent“.⁴ Jetzt ist Sieburg, der übrigens ein origineller und mit gutem Grund einflußreicher Kritiker war, beinahe vergessen, während dies auf Heine keineswegs zutrifft.

¹ Dr. Wilhelm Stapel: *Volk – Untersuchungen über Volk und Volkstum*. Hamburg 1942, S. 267–269. Zitiert nach: Joseph Wulf, *Literatur und Dichtung im Dritten Reich*. Eine Dokumentation. Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1963. S. 413.

² Dr. Wolfgang Lutz: *Schluß mit Heinrich Heine!* In: *Nationalsozialistische Monatshefte*, Jahrgang 7/1936. S. 792–818.

³ Friedrich Sieburg: *Beschwörung und Mitteilung*. Zur Lyrik Heinrich Heines. In: *Jahresring*. Stuttgart 1956. Enthalten (unter dem Titel *Heinrich Heine*) auch in: Friedrich Sieburg, *Zur Literatur 1924–1956*. Herausgegeben von Fritz J. Raddatz. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1981. S. 459.

⁴ Friedrich Sieburg: *Das Primat der Poesie*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 19. September 1962. Enthalten auch in: Friedrich Sieburg, *Zur Literatur 1957–1963* (wie Anm. 3). S. 299.

Freilich hört man immer wieder, ein bestimmter Teil seines Werks habe sich überlebt – mal ist es die Lyrik, mal sind es die Feuilletons oder die Reisebilder. 1972 erschien ein Sammelband mit dem Titel „Geständnisse. Heine im Bewußtsein heutiger Autoren“.⁵ Neunzig deutsche Schriftsteller hatte man gebeten, sich zu Heine zu äußern. Die weitaus meisten erklärten ohne Umschweife, Heine sei ihnen überhaupt nicht bekannt – oder zumindest gleichgültig. Aber in vielen dieser Antworten fällt ein trotziger und aufmüpfiger Ton auf. Der Berühmteste unter den befragten Autoren, Carl Zuckmayer, wollte ebenfalls von Heine nichts wissen. Zwar bewundere er dessen „brillante Intelligenz“ und sein „dichterisches Vermögen“, aber er habe nie ein Verhältnis zu ihm finden können.⁶ Das kann nur heißen: Laßt mich doch mit diesem Heine in Frieden. Man ließ ihn nicht in Frieden, man gab ihm vielmehr den Heine-Preis.

Zuckmayer nahm ihn an und hätte seine Ansichten über Heine bei der Preisverleihung in Düsseldorf erläutert, wenn ihm dafür „ausreichend Zeit eingeräumt worden und er nicht krank geworden wäre“. In seiner nicht gehaltenen Rede, die lediglich in der „Zeit“ zu lesen war, nannte er Heine den „vernünftigsten Schwärmer“ und den „genußfreudigsten und unglücklichsten Liebhaber“, den „frömmsten Revolutionär“ und den „gläubigsten Zweifler“. Indes stellte er eine überraschende Frage: „Wie könnte man zu ihm schlichtweg ein Verhältnis gewinnen, wie etwa zu Eichendorff oder Mörike, oder auch zu Matthias Claudius und Hebel, bei denen allen die persönliche Problematik durch die Gesamtheit ihres Werkes sublimiert und ausgeglichen erscheint?“⁷ Bei Heine wäre dies also nicht der Fall?

Nichts liegt mir ferner, als Zuckmayer – ich schätze den Dramatiker und auch den Erzähler – am Zeug zu flicken. Aber wie befangen und voreingenommen mußte einer sein, der Heine so gründlich verkennen konnte. Denn wenn es je einen deutschen Dichter gegeben hat, der ein Leben lang und auf nahezu manische Weise bemüht war, seine persönliche Problematik in seinem Werk zu sublimieren, dann war es Heinrich Heine. Und hatte er nicht mehr zu sublimieren als Mörike oder Eichendorff oder Matthias Claudius? Zuckmayer allerdings sah es nicht. In der nicht gehaltenen Rede von 1972 behauptete er, Judentum und jüdische Herkunft seien für Heine niemals „ein zentrales Problem“ gewesen. Nein, umgekehrt wird ein Schuh daraus: Das Judentum war das zentrale Problem

⁵ *Geständnisse. Heine im Bewußtsein heutiger Autoren*. Herausgegeben von Wilhelm Gössmann unter Mitwirkung von Hans Peter Keller und Hedwig Walwei-Wiegelmann. Droste Verlag, Düsseldorf 1972.

⁶ Ebenda S. 20.

⁷ Carl Zuckmayer: *Heinrich Heine, der liebe Gott und ich*. In: „Die Zeit“ vom 15. Dezember 1972.

der ganzen Existenz Heines, doch nicht die mosaische Religion und auch nicht die jüdische Tradition. Was also?

Wenn wir sagen, er sei in der Epoche der Emanzipation der Juden in Deutschland aufgewachsen, so ist uns schon eine Beschönigung der tatsächlichen historischen Situation unterlaufen. Die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden wurde gegen den Willen des deutschen Volkes verfügt. Das preußische Emanzipationsedikt von 1812, dem später in anderen deutschen Ländern ähnliche Dekrete folgten, war kaum mehr als ein behördlicher Erlaß, ein Verwaltungsakt. Seine Verwirklichung wurde von der Bevölkerung – jedenfalls in ihrer überwiegenden Mehrheit – mit Entschiedenheit verweigert. So waren die Juden zwar formal anerkannt, doch nach wie vor diskriminiert. Weltfremd ist die Vorstellung, es hätte in jener Zeit auch nur einen einzigen Juden in Deutschland gegeben, dem antisemitische Schikanen erspart geblieben wären.

Der junge Heine, empfindlich, leicht reizbar und erregbar und auch noch höchst ehrgeizig, hat gewiß unter diesen nicht unbedingt harmlosen Schikanen besonders gelitten. Als Halbwüchsiger, als Schüler des Düsseldorfer Lyzeums, mußte er sich wohl zum ersten Mal davon überzeugen, daß die christliche Umgebung nicht darauf erpicht war, ihn zu akzeptieren. Dies haben andere Juden in seinem Alter damals ähnlich erlebt, natürlich, aber in der Regel fiel es ihnen nicht so schwer, einen Rückhalt zu finden: in der jüdischen Gemeinschaft oder, zumindest, in ihrer Familie. Davon wollte Heine nichts wissen, für eine solche Lösung interessierte er sich nur einmal: während seines Studiums in Berlin zwischen 1821 und 1823.

In Hamburg gilt der Zwanzigjährige bei seiner dort lebenden Familie beinahe sofort als Sonderling und Außenseiter. In beruflicher Hinsicht scheitert er schnell – als Bankangestellter und als Kaufmann. Hingegen widmet er sich einer Tätigkeit, die im jüdischen Milieu jener Zeit nicht gerade ernst genommen wird: Er schreibt Verse, er geriert sich als Poet. Sein Onkel Salomon, ein überaus tüchtiger und vermögender Kaufmann, soll gesagt haben: „Wenn mein Neffe Harry hätte gelernt machen Geschäfte, hätte er nicht gebraucht schreiben Gedichte.“ Der dem Onkel Salomon zugeschriebene Ausspruch mag authentisch sein oder nicht – jedenfalls fällt der junge Heine auch im jüdischen Milieu aus dem Rahmen.

Er ist von Jugend an einer, der nirgends dazugehört: Da man ihn nicht integrieren will, ist er nicht bereit, sich integrieren zu lassen. Was er in Hamburg versucht hatte, das setzt er erst recht in seinen Studienjahren an den Universitäten von Bonn, Göttingen und Berlin fort: Der Not gehorchend, gefällt er sich in einer Pose, er flüchtet in eine Rolle. Er wird ein Exzentriker aus Trotz. Sein Kommilitone Jean Baptist Rousseau berichtet im Herbst 1819, daß Heine damals

in Bonn „für einen äußerst närrischen Kauz galt und von den Studenten als ein Idiot zum Besten gehalten wurde“.⁸

Anfang 1823 schreibt Heine aus Berlin: „Krank, isoliert, angefeindet und unfähig, das Leben zu genießen, so leb ich hier. Ich schreibe jetzt fast gar nichts und brauche Sturzbäder. Freunde habe ich fast gar keine jetzt hier“.⁹ Man hat Heine bisweilen vorgeworfen, er habe sich häufig von Ressentiments leiten lassen, ja, seine ganze Persönlichkeit sei von Ressentiments geprägt. In der Tat: Vermutlich waren bei allem, was er geschrieben hat, Ressentiments mit im Spiel. Unbegreiflich ist nur, daß man sich darüber wundern kann.

Inzwischen wurde der erste Gedichtband Heines publiziert, dem 1823 der Band „Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo“ folgte. Damit war aus dem Versager und Sonderling, aus dem „närrischen Kauz“ ein ganz und gar ungewöhnliches Wesen geworden: Ein Jude als Autor deutscher Gedichte. Das hatte es noch nie gegeben. Denn daß ein Jude Isachar Bär Falkensohn 1771 einen Lyrikband veröffentlichte, der vom jungen Goethe streng verurteilt wurde,¹⁰ kommt hier nicht in Betracht. Denn seine Poesie war gänzlich unerheblich.

Da waren Heines Verse von ganz anderer Art: Sie konnten – das sah man sofort – neben den Gedichten der besten zeitgenössischen Poeten zumindest bestehen. Gleichwohl fürchtete er die Kritik, doch weniger Qualitätsurteile als vor allem eventuelle Hinweise auf seine jüdische Abstammung. Es würde ihn „aufs Schmerzlichsste verletzen“, wollte man den Geist seiner Lyrik aus seiner Biographie erklären.¹¹ Immermann, an den dieser Brief gerichtet war, brauchte Heines Zorn nicht zu befürchten. Er hatte in seiner (überaus schmeichelhaften) Rezension allgemeine Formulierungen verwendet: Er sprach von einem Dichter, der sich „in offene Opposition gegen die übrige Welt“ stelle. Heine scheine ganz

⁸ *Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen*. Herausgegeben von Michael Werner. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1973. S. 36.

⁹ Die Äußerung stammt aus Heines Brief an Christian Sethe vom 21. Januar 1823. In: Heinrich Heine, *Briefe*. Erste Gesamtausgabe nach den Handschriften. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Friedrich Hirsh. Erster Band: Briefe 1815–1831. Florian Kupferberg Verlag, Mainz 1950. S. 57.

¹⁰ Den „*Gedichten von einem Polnischen Juden*“, erschienen 1772 in Mietau und Leipzig, beschienigte Goethe „durchgehends die, Göttern und Menschen, verhaßte Mittelmäßigkeit“. Zu finden in: Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe. Herausgegeben von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller und Gerhard Sauder. Band 1.2: Der junge Goethe 1757–1775. Herausgegeben von Gerhard Sauder. Carl Hanser Verlag, München und Wien 1987. S. 349–351.

¹¹ Brief an Karl Immermann vom 10. Juni 1823. In: Heinrich Heine, *Briefe*. Erster Band (wie Anm. 9). S. 85.